

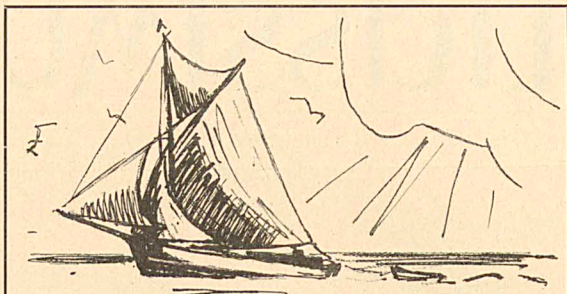
SIMPLICISSIMUS

Das alte zum neuen deutschen Jahr

(Wilhelm Schütz)



„Wenn du groß und stark werden willst, Kleiner, dann laß dir von fremden Onkels und Tanten nur ja keinen Brei ums Maul schmierem!“



Mit der nächsten Nummer beginnt das neue Quartal.

Sind Sie ein Freund unserer Zeitschrift?

Dann bestellen Sie den „Simplicissimus“

bei der Post — beim Buchhändler — oder direkt

Vierteljahres-Abonnement RM 7.—

Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postcheck München 5802

Wir müssen stehn —!

Der Wind weht scharf —
Die alten Jahre
rinnen ins Grab.
Was keine Schwere hat,
das geht mit ihren Waffern
jegt auch hinab.

Schlagwetter drohn —
Die Wellen ziehen
dichter und träber
unfern Türmen vorbei
in endloser Reih . . .
Einmal sind sie vorüber.

Und ob wir schon wandern
in dümlem Tale —
die Arte schallen!
Dürfen nicht ruhen — heute — morgen,
wenn auch Mauern bersten
und Türme hinfallen.

Wir müssen stehn,
bis es helle wird
am Himmel einer neuen Zeit.
Es kommt ja ein Tag
nach jeder Nacht
in Ewigkeit.

Katrina Dosty

Julius heiratet seine Witwe / Von Willfried Tollhaus

Julius Schöttler war nach seiner Meinung von Jugend an schwer krank. Es kam ihm selbst wie ein Wunder vor, daß er die Sekundarstufe erreicht, seine Lehrzeit absolviert und später den väterlichen Tuchhandel übernommen hatte. Selbstverständlich durfte ein Mann wie er sich nicht heiraten, zumal er seine freie Zeit gänzlich zur Erhaltung seiner spärlichen Lebenskräfte brauchte. Morgens um sechs bekam er schon einen kalten Wickel, um sieben Uhr wurde er leicht massiert. Um sieben Uhr dreißig gab es eine Tasse Lindenblütentee und einen Zwieback, um acht Uhr eine halbe Tasse Kamillentee. Ab neun Uhr dreißig mußten trotzdem im Geschäft bereits chemische Auffrischungsmittel von ihm genommen werden, wenn er sich bis zur mittäglichen Rokkost hinschleppen wollte. Der Abend wurde nach einem Spaziergang durch ein viertel Liter Pfefferminztee verschönt. Es folgten die Abreibungen, und dann beschloß in der Regel ein unschädliches Schlafmittel den Tag.

Es war nicht verwunderlich, daß Julius bereits in seinem fünfunddreißigsten Jahre wissen wollte, wann die Qual seines Lebens ende. Er begab sich zu seinem Hausarzt und beschwor ihn, er möge ihm die Wahrheit sagen. Der Alte geriet in Wut und wollte ihn hinaussetzen. Schließlich brüllte er ihn an: „Für sechs Monate reichen Ihre Kräfte bestimmt noch aus!“ Obwohl Julius großen Wert darauf gelegt hatte, das zu erfahren, machte ihn diese Mitteilung doch sehr melancholisch. Er wollte wissen, wie er sein Leben in dieser Zeit einrichten solle. Der weise Mediziner sagte, wenn er sich in der Lage von Julius befände, würde er alles essen und trinken, was ihm schmecke, und sich das Leben sehr angenehm machen.

An diesem Abend ging Julius Schöttler in eines der besten Restaurants der Stadt und bestellte sich Kaviar und eine halbe Flasche Sekt. Beides schmeckte ihm ganz ausgezeichnet. Er schlief sogar ohne Schlafmittel. Am nächsten Tag wagte er

Hühnerbrüsten mit Trüffel und einen Borsaux von 1909, abends gebackene Seitzunge und Forster Kirchenstück, Riesling Auslese.

Da sah Julius erst, wie er betrogen war. Ach, das Leben hätte ja so schön sein können, wenn er nicht immer krank gewesen wäre! Und was hätte er nun von ihm gehabt? — Seine Gemüße verhielten sich zu denen der anderen wie ausgedrückter Rotkohlsaft zu den großen Kreszenzen Rothschild-Mouton-rouge.

Es war eine wehmütige Angelegenheit, nun gewissermaßen zum Abschied erst kennenzulernen, was einem bisher fremd und verschlossen geblieben war. Aber Julius wollte nicht feig sein. Er verheimlichte sich nichts, was er auf den Speise- und Weinkarten noch nicht kannte. Und wenn er zuerst eine halbe, später eine ganze Flasche von jenem verheerenden, aber äußerst angenehmen Gift in sich hatte, das der Mensch Wein nennt, dann wurde ihm wohl zumut wie allen, die unter Rauschmitteln stehen. Manchmal hätte er sogar singen können. Aber er kannte nur von seiner Mazdanzzeit her die „Liebesmühle“, und dabei mußte man auf die Stuhllehne klettern. Das wäre in guten Restaurants zu auffällig gewesen.

Während er nun weiter über seine Benachteiligung durch das Schicksal philosophierte, kam ihm auch der Gedanke, daß zu dem ihm unbekanntem Freuden ja auch die Liebe gehöre. Da stellte sich das Bild der reizenden Buchhalterin eines seiner Hauptkunden vor seine Seele. Sie hieß Erni Bock, war mittelgroß, durchaus nicht hager, wenn auch nicht üppig, natürlich, hatte hübsche rote Bäckchen, blaue Augen und ein süßes Mäulchen. Julius tat einen tiefen Schluck und fand, es sei unsäglich lauter, daß er nun sterben müsse und Erni Bock weiter am Leben bleibe.

Aber — schließlich — warum sollte er mit ihr nicht einmal kurz vor seinem Begräbnis gemeinsam gut essen?

So geschah es. Es war ein wundervoller Abend. Bei der Heimfahrt im Auto spürte

Julius, daß es sehr angenehm sei. Erni Bock lächelte es sich zu wandern. Er beschloß, sich öfters diese letzte Freude zu gönnen.

Im Geschäft ordnete er nunmehr alles für den Fall seines Ablebens. Er sah erst jetzt, was für ein vermögiger Mann er war. Die Ebenen würden lachen. Um sich darüber zu trösten, mietete er ein Auto und fuhr an einem Sonntag mit Erni Bock über Land zu einem berühmten Strandbad. Erni sah im Badeanzug noch schöner aus als sonst. Als sie nebeneinander in der Sonne im warmen Sand lagen, fragte Julius sie, ob sie seine Erbin sein wolle. Sie warte ja aus der Branche und könne die Firma weiterführen. Da forderte Erni Auskunft, wann er zu sterben gedanke. Er antwortete: „In etwa drei Wochen.“

Nun lachte die niedliche Kleine unbändig und erklärte sich bereit, seinen Puls zu untersuchen. Er ließ es zu. Sie fand ihn in Ordnung. Dann beehrte sie sein Herz. Julius fühlte, daß es sehr unruhig wurde, aber angenehme unruhig. Er fragte, ob er auch ihr Herz behorchen dürfe. Es wurde gestattet.

Nunmehr wandte der Todeskandidat sein Gesicht seitwärts, damit seine nasen Augen nicht zu sehen waren.

Jetzt griff Erni Bock zu, legte ihn auf die Schultern und gab ihm einen Kuß. Das war äußerst angenehm.

Er schlug vor, schon möglichst nächste Woche zu heiraten, damit ihre Ehe wenigstens noch vierzehn Tage dauere.

Seine Witwe war einverstanden. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich Julius an sich jetzt sehr wohl fühlte. Aber das konnte die Euphorie sein, jener Zustand, der bei Schwerverkranken vor dem Sterben kommt. Er hätte den Arzt gern darüber befragt. Aber vielleicht würde der in seinem Falle Sterilisation für notwendig gehalten haben. Das war jetzt sehr unruhig.

Die Hochzeit fand rechtzeitig statt. Erni benahm sich bezaubernd. Julius achtete

(Schluß auf Seite 474)

Weidmannsheil

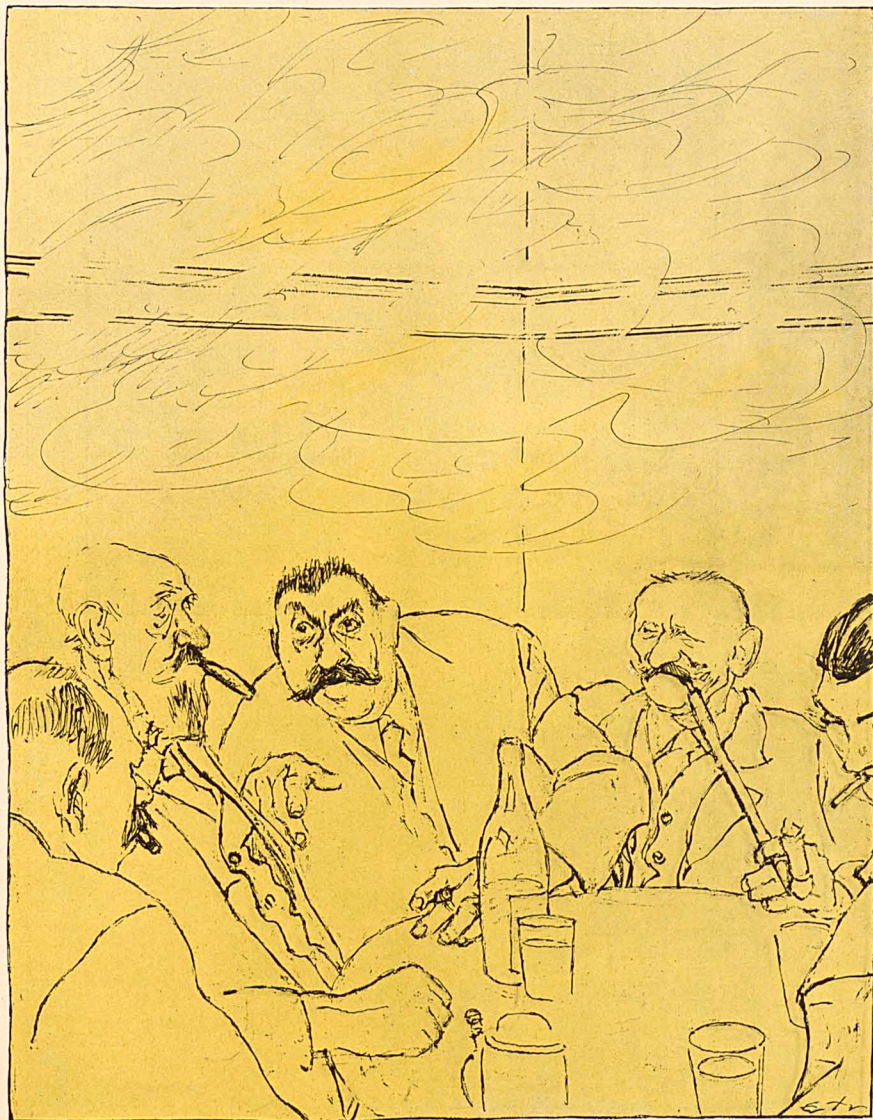
(Karl Arnold)



„Und wann i gor nix dawisch' — an Rheumatis bring i g'wiß mit hoam.“

Deutsche Stimmen
XV

(E. Thöny)



Dumme Gedanken hat Jeder, nur der Weise verschweigt sie.

Wilhelm Busch

Würfler

(Z. Rubin)



Laß du nur deine Würfel rollen!
Dein Lederbecher ist nicht Gottes Schoß.
Einzig aus ihm, dem überrollen,
dem unberechenbaren, quillt mein Los.

Sieh an der Wand die Uhr doch an: sie steht!
Aber bei Gott ist ewiges Bewegen.
Und was wir Fluch benennen oder Segen
— aus einem letzten Muß kommt's hergeweht. Dr. Owiglaj

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5302

Julius heiratet seine Witwe

(Schluß von Seite 470)

kaum darauf, daß der Todestag herangekommen und er trotzdem nicht gestorben war. Es vergingen drei Monate. Da flüsterte ihm Erni ein süßes Geheimnis ins Ohr. Nunmehr nahm sich Julius doch ein Herz; denn die Verantwortung schien ihm jetzt zu groß. Er ging also zu seinem Arzt, der gar nicht verwundert war, daß er noch lebte, und schilderte ihm den Tatbestand. Der Alte erwiderte, er habe es ja gleich gesagt, daß seine Lebenskraft noch für sechs Monate ausreichen würde. Darauf sagte Julius, es sei jetzt neun Monate her, und er wäre sozusagen überfällig. Darauf fragte ihn der Onkel Doktor: „Sie haben doch nicht etwa verstanden, daß Sie nur noch sechs Monate leben würden? Ihre Konstitution hat den ganzen Unfug, den Sie ihr seit Ihrer Jugend zumuten, ausgehalten. Die hält noch lange!“ Statt erfreut aufzutreten, fand Julius, wenn das Leben so herrlich sein könne, wie er jetzt erfahren habe, dann müsse man es auch zu erhalten versuchen. Also: Zurück zu der Abstänze, zur Rohkost; zu den kalten Wickeln! Mit dieser Erkenntnis eilte er zu Erni. Die aber erklärte, er habe sie geheiratet, um sie zur Witwe zu machen. Alles, was er künstlich tue, um diesen Termin hinauszuschieben, sei gegen die Abrede. Auch wäre von keinerlei Abstänze die Rede gewesen. Er begriff, daß er einen Wechsel unterschrieben hatte, den er nun als anständiger Kaufmann einzulösen verpflichtet war.

Als er sich darum bereit fand, sein angenehmes Leben weiter zu führen, erklärte ihm Erni ihrerseits, daß sie dann keinerlei Vorwurf erheben werde, wenn er trotzdem zu sehr hohen Jahren käme. Darauf gab sie ihm einen Kuß, der genau so gut schmeckte wie jener, der ihn zur Heirat seiner Witwe veranlaßt hatte.

Anleitung zu einer Silvester-Bowl

*Saufen ist ein böses Laster,
denn es bringt die Gicht ins Bein.
Außerdem verzehrt's den Zaster,
und es soll, wie der Kanaster,
auch gesundheitsschädlich sein.*

*Einmal abe. wird das Saufen
doch zum unbedingten Maß;
um das neue Jahr zu taufen,
muß man sich in Mengen kaufen
den geliebten Spiritus!*

*Füllt mit heißem rotem Weine
einen Kupferkessel gut
und legt darauf sorgsam eine
Feuerzange, die die Steine
hält von einem Zuckehut.*

*Darauf stetig Arrak gießen
und ein brennend Zündholz her!
Blaue Feuerzungen schießen
hoch, und Zuckerbäche fließen
glühend in das rote Meer.*

*Lampen aus! Hell lodern Flammen,
wenn man fleißig gießt und rührt.
Und der Alltag bricht zusammen,
bis man seines Herzens Schrammen,
die sonst schmerzen, nicht mehr spürt –*

*Gieß dir Feuer ins Gedärme
und vergiß, was freudlos war!
Trinke – lache – singe – schwärme –
und nimm deines Herzens Wärme
in dieses neue Jahr!*

Benedikt

Der künstliche Onkel

Von Weare Holbrook

Die Stunde der Dämmerung gehört den Kindern. Aber nicht Großmamas Stimme durchtönt mehr die schummerige Stube, sondern der Lautsprecher. Er weiß schier ungläubliche und nie endende Abenteuer von Helden zu erzählen, denen Böswichter in mannigfacher Gestalt den Lebensfaden abschneiden wollen. Aber der Held, mag er nun gegen vergiftete Pfeile des Jahres 1600 oder gegen Todesstrahlen des Jahres 2600 ankämpfen, trägt stets den Sieg davon, und triumphierend regiert die Tugend zwischen fünf Uhr fünfundvierzig und sechs Uhr fünfzehn nachmittags. Einige dieser Rundfunkhelden, deren Vorträge schon seit Jahren den Äther der Vereinigten Staaten aufwühlen, üben, obwohl unsichtbar, in manchen Heimen einen größeren Einfluß aus als das Familienoberhaupt selbst. Ihre Unsichtbarkeit scheint ihnen ein Ansehen zu verleihen, das bloße Eltern nur zu oft entbehren müssen. Papa mag die Kinder laut zurechtweisen und des Nachdrucks halber vielleicht auf den Tisch schlagen. Die Wirkung geht oft zufolge des Umstandes verloren, daß die Kinder Papa dabei sehen können. Sie können sehen, wie sich die Brille auf seiner Nase seitwärts verschiebt und wie ihm seine Manschetten herunterrutschen. Sie wissen, daß Papa nur ein gewöhnlicher Herr in mittleren Jahren ist, der nie in seinem Leben einen Elefanten erlegt oder allein eine meuternde Schiffsmannschaft überwältigt hat. Sie wissen überdies, daß er Einwendungen zugänglich ist – besonders wenn Mama auf der anderen Seite ist. Aber sie können sich nicht mit einer körperlosen Stimme auseinandersetzen, die aus dem Lautsprecher auf sie eindringt.

Das ist das Geheimnis der Macht des Radiokonkels. Fast jedes Rundfunkstudio besitzt heute einen „Onkel“, der die Kinder durch Fernlenkung auf seinen Knien schaukelt und ihnen heitere und lehrreiche Geschichten erzählt. Mit elterlicher

Hilfe entbietet er bisweilen seinen kleinen Hörern auch Geburtstagsfeier, indem er sie mit Namen aufruft und persönliche Bemerkungen hinzufügt, aus denen hervorgeht, daß er alles sieht, alles hört und alles weiß.

„Und nun möchte ich den kleinen Bobby Schnack, Adresse soundso, zu seinem Geburtstag beglückwünschen“, sagt der Radiokeel herzlich.

„Nun, wie fühlt man sich, Bobby, wenn man fünf Jahre alt ist, wie? Ich erinnere mich genau, daß, wie ich fünf Jahre alt war...“

Soboy ist beglückt, seinen Nannan aus den Tiefen des Lautsprechers genannt zu hören. Er traut kaum seinen Ohren. Er fiebert, den Jungens vom Haus gegenüber davon zu erzählen. Doch nein, er wird es ihnen nicht erst erzählen müssen, denn selbstverständlich haben auch sie, grin vor Neid, zugehört.

„Fünf volle Jahre“, setzt die Stimme fort. „Das ist eine lange Zeit! Bobby, Nun bist du ja fast erwachsen. Und das erinnert mich an etwas. Ich warf unlängst einen Blick in das Kinderzimmer, und was, glaubst du, sah ich? Ich sah Bobby Schnack mit einer Puppe spielen. Doch damals warst du ja erst vier Jahre alt. Mit fünf Jahren wirst du aber bestimmt noch mehr mit Puppen spielen. Und ich habe eine Überraschung für dich, Bobby. Wenn du ins Wohnzimmer gehst und hinter dem Silberschrank nachsiehst, wirst du ein nageleues Luftdruckgewehr finden — genau eines, wie Buffalo Bill es benützte, nur ein bißchen kleiner.“

Aber Bobbys Geburtstag ist nicht glücklich. Er weiß nicht, daß sich seine Eltern, veranlaßt durch seine sentimentale Zuneigung zu einer alten Fetzenpuppe, mit ins Wohnzimmer des Rundfunkverbands haben. Er weiß lediglich, daß seine geheime Schwäche nun jedermann offenbar geworden ist, einschließlich der Jungens vom Haus gegenüber.

Derart bringt der Radiokeel, unsichtbar und allwissend, solche jugendliche Schwächen, wie Nageleibchen, Damenstulchen, Brotkrusten-Stehlassen und sonnendahlige Wasserströme auf Tageslicht. Sie üben ihre Macht sicherlich klug — die Radiokeel. Sie stehen auf seit der Schutzengel — zumindest fünfzehn Minuten im Tag. Aber sie machen den wirklichen Onkeln aus Fleisch und Blut ihre Aufgabe schwer. Denn wer könnte sich an Vorzügen mit dem Radiokeel messen?

Als wirklicher, früher hochangesehener Onkel möchte ich daher gegen den unlauteren Wettbewerber der Radiokeels und Onkel Pauls im besonderen Einspruch erheben. Bevor mein kleiner Neffe Fritz „Onkel Paulus“ Einfluß erlangt, stand ich für ihn auf gleicher Stufe wie Lindbergh oder Mickey-Maus. Ich konnte Rauchringe in die Luft blasen, Kartenstückchen vollführen und ihm — mit entsprechenden Gesten — die Abenteuer Buffalo Bills lebendig machen. Fritz bewunderte mich und glaubte sogar meine Geschichten.

Dann, gleich dem meisten seiner Altersgenossen, begann der kleine Fritz Onkel Paul allabendlich im Radio zu hören. Er wurde bald einer seiner treuesten Anhänger; sein Benehmen bei Tisch verbesserte sich, er zeigte ein verblüffendes Eifer, kleine Besorgungen zu erledigen und sich im Haus nützlich zu machen und stellte das Nageleibchen ein. Seine Eltern waren glücklich darüber, daß er sich erstens mit dem Onkel Paul aber bald merkte ich, daß ich ständig in seiner Achtung fiel. Er bewunderte nicht mehr meine Rauchringe. „Hast du ein Raucherherz?“ fragte er

Selbst ist der Mann

(R. Kriech)



„Bei Nachbars hat's schon gekracht.“

„Is ja! Unser Neujahr kommt mit unserm Böller!“

mich eines Tages, während ich einen großen, langsamen Ritt in die Luft blies und zwei kleinere durch ihn hindurchsegen ließ. „Onkel Paul Raucht nicht. Er sagt, daß Tabak ein schädliches Kraut ist.“

Auch mein schönstes Kartenkunststück — das, in dem das Pik-As plötzlich aus dem Spiel herauspringt — ließ ihn klügel. „Spielkarten“, so erklärte er mir, sind die Bilder des Teufels. Onkel Paul sagt, daß sie schon mehr Unheil angerichtet haben als alle Kriege zusammengenommen.“

An diesem Abend trank ich, um mein schwindendes Gefühl der Selbstachtung zu kräftigen, drei Gläser Weinbrand und sang dann Fritzens sein Lieblingsmottenslied vor, wie ich es noch nie gesungen hatte.

„Onkel Paul sagt, daß Alkohol die Gewebe zerstört“, stellte mein Neffe fest, nachdem ich fertig war. „Er sagt, daß er seinem lieben Mütterchen vor Jahren versprochen hat, daß sie nie trinken würde. Und was würde auch Tante Netti dazu sagen?“

„Du hast ja recht“, stöhnte ich. „Hurra, es lebe Onkel Paul!“ Meine Demütigung war vollständig.

Aber gestern sah ich eine Nachricht im Gedächtnis, die mich mit tiefer Freude erfüllte. „Frau Annette Speckelbaum“, so lautete die Meldung, „setzte heute die Ehescheidung gegen Paul Georg Speckelbaum gdn bekannt. Onkel Paul des Radios, durch Frau Speckelbaum beschuldigte ihren Gatten, ein Gewohnheitstrinker zu sein, im betrunkenen Zustand zu fluchen und sie mit den Händen zu stoßen und dem Spielzeug verfallen zu sein. Paul Georg Speckelbaum erklärte sich mit der Scheidung einverstanden.“

Ich habe mir die Zeitungsnachricht ausgeschnitten, und ich erwäge ernstlich den Gedächtnis, sie Fritzens zu zeigen, falls er je wieder Onkel Paul gegen mich ausspielen sollte. Es ist vielleicht grausam, seinen kindlichen Glauben so jäh zu erschüttern. Aber das Leben ist nun einmal grausam, und schließlich muß sich auch der Stand der Onkels gegen unlauteren Wettbewerb schützen.

Fundstücke

Die Leistungen bayerischer Anzeigenteile im Dienste der Sprachbereicherung umfassend zu würdigen, wird einer einsichtsvollen Nachwelt vorbehalten bleiben. Der Kenner läßt Eichen wie Kaitseisen und Kochenlerin schon gefühlos an sich abrieseln. Dennoch wird mancher betroffen sein, dessen Augen vor unglücklich in den S. 16, fallen und dort lesen:

Junge, tüchtige
Beilagerin
sof. ges. Restaurant X, Sparkassenstr.

Aus dem „Hamburger Fremdenblatt“:

Alleinstehende jg. Frau möchte Kind in liebevoller Pflege u. g. Erzieh. nehm. gegen monatl. Vergüt. oder auch alten Herrn.

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!

Ludwig Thoma und sein jäger Daberl
bearbeitet von Dr. M. Herth



Das Buch enthält die besten Stücke aus Ludwig Thomas Werken, die er in seiner letzten Zeit geschrieben hat. Es ist ein Buch für alle, die den Daberl lieben und die seine Sprache verstehen wollen. Das Buch ist in drei Bänden erschienen und kostet nur 3 Mark. Es ist ein Buch, das man sich unbedingt anschaffen sollte.

J. C. Wagner Verlag, München 2 C
Gesamterlös 11, 1/2 Mark pro Band 10, 10, 10

Kleinfier Zucht

Bestandteile für
den Kleinfier
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Bestandteile für
den Kleinfier
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Neurasthenie

Bestandteile für
den Neurasthenie
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Bestandteile für
den Neurasthenie
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Briefmarken

Bestandteile für
den Briefmarken
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Bestandteile für
den Briefmarken
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Tischbillard

Bestandteile für
den Tischbillard
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

Bestandteile für
den Tischbillard
Züchter
Züchtung
Züchtung
Züchtung

BUREAU
FÜR
ZEITUNGSAUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W 35
DOHNBERGSTR. 7, 82 LITZOW 4807/8

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN ABBLICHTUNGEN,
INSERATEN

IN- UND AUSLÄNDISCHES
IM ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelhefte RM — 60! Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Abonnementspreis für die 10 wöchentliche Nummer-Zeile RM — 20** • **Allgemeine Anzeigenannahme:** f. Bayer. Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernruf-Nr. 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • **Verantwortliche Redaktion:** E. Gatzert, München • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 13, Eliaßstraße 30, Fernsprecher: 371307 • **Copyright:** 1934 f. Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA-13500 III, V. • **Druck:** von Strecker und Schwäbiger, Stuttgart • **Alle unverlangt eingesandte Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Abenteuer in der Silvesternacht

Auch diesmal feierte der alte Doktor Engelhardt Silvester auf seine absonderliche und einsiedlerische, nun schon seit vierunddreißig Jahren geübte Weise. Er war der lärmenden Fröhlichkeit der üblichen Silvesterfeiern ebenso abhold wie der falschen und schwächlichen Rührseligkeit, in die das Gelächter dann oft umschlägt, wenn eine angetrunkene Gesellschaft die Fenster aufreißt oder auf die Straße hinausstritt, um von den Türmen die Neujahrglocken läuten zu hören. Beiden, Lärmen und Gerühtsein, erschien ihm sinnlos und eines Mannes unwürdig. So hatte er also seine Wirtschaftlerin, nachdem sie ihm Gebäck und alles für eine gute Punschbowle Nötige bereitgestellt, zu ihren Verwandten beurlaubt und in seinem Arbeitszimmer sich niedergelassen. Hier tat er in behaglich stiller Zurückgezogenheit, wozu jeder Silvesterabend ihm willkommen Anlaß bot: aus umfangreichen grünen Mappen nahm er die Ereignisse des zu Ende gehenden Jahres und ließ sie noch einmal Revue passieren. Was immer Wichtiges geschehen war in den zweiundfünfzig Wochen, lag da in Wort und Bild aus Zeitung und Zeitschrift ausgeschnitten und sorgfältig gesammelt vor seinem Blick; rückschauend erlebte er noch einmal, was ihn und die Welt in den verfloßenen zwölf Monaten bewegt hatte. Es war, wie er es bei sich nannte, eine Art Inventur, eine Bestandsaufnahme und ein Rechenschaftsbericht. Plötzlich, es hatte eben halb zwölf geschlagen, ertönte die Flurklingel. Er wollte zunächst nicht öffnen; als es aber immer

heftiger und dringender ein zweites und drittes Mal läutete, ging er, unwillig über die Störung, zur Tür. Draußen stand ein Mann mittleren Alters, der höflich, aber mit seltsam eindringlichem Ton ihn zu sprechen wünschte. Doktor Engelhardt ließ den Fremden in das Arbeitszimmer eintreten und forderte ihn auf, Platz zu nehmen; dann fragte er ihn nach seinem Begehren. Der späte Besucher zögerte ein paar Augenblicke und spielte mit den Fingern am Schloß der Aktentasche, die ihm auf den Knien lag; endlich sagte er, ohne auf die Frage zu antworten: „Sie machen, wie es scheint, Inventur, Herr Doktor?“ Doktor Engelhardt hob überrascht den Kopf.

„Eine Spielerei, eine Marotte von mir!“ antwortete er dann entgegenkommender, als es seine Absicht diesem zudringlichen Fremden gegenüber war. „Aber was wünschen Sie hier nachts drei Viertel zwölf?“ „Ich möchte Ihnen die Zukunft zeigen, oder wenigstens die Ereignisse des kommenden Jahres. Das wird Sie doch sicher interessieren?“

Und schon brachte er, ohne Zustimmung oder Ablehnung abzuwarten, aus seiner Aktentasche Mappen hervor, denen ganz ähnlich, die auf dem Arbeitstisch lagen, und breitete ihren Inhalt von Zeitungsausschnitten und Bildern vor dem Doktor Engelhardt aus. Ein Irre, ein Taschenspieler, ein harmloser Betrunkenen? Aber in seinem Wesen lag etwas, das Widerspruch nicht aufkommen ließ, und zugleich nahm ein seltsamer Zauber gefangen. Und so rückte der Doktor Engelhardt näher, und der fremde Gast begann: „Sehen Sie, Herr Doktor, hier hätten wir Mitte Januar zunächst das Ereignis, von dem die ganze Welt sprechen wird...“

Blatt um Blatt wurde umgewendet, Bild auf Bild zog vorüber; das kommende Jahr lag, schon dokumentiert und Geschichte geworden, offen hingebreitet mit allen seinen Geschehnissen, seinen Ängsten und Freuden. Während die monotone Stimme des Fremden vorlas, schlug das Herz seines Zuhörers oftmals schneller, und oft drohte es stillzustehen, wenn Wolken allzu dunkel drohend sich auftrümmten. Noch nicht gelebtes Leben drängte schattenhaft und erregend heran; Tatsachen, auf die er nicht gefaßt gewesen, standen plötzlich klar und selbstverständlich in Schlagzeilen und Momentaufnahmen vor ihm. Doch diese vorweggenommene Zukunft hatte trotz der Reportage- und Photowirklichkeit, mit der sie auftrumpfte, etwas Unwirkliches an sich wie Gestaltete, und Ereignisse eines Traumes. Sie war nicht allmählich aus der Gegenwart gewachsen, nicht durch tausend Fäden erkennbar mit dem Ich verknüpft, sondern stellte fremd und hart sich ihm entgegen, kalt auch dann, wenn sie Erfreuliches brachte.

Doktor Engelhardt fröstelte.

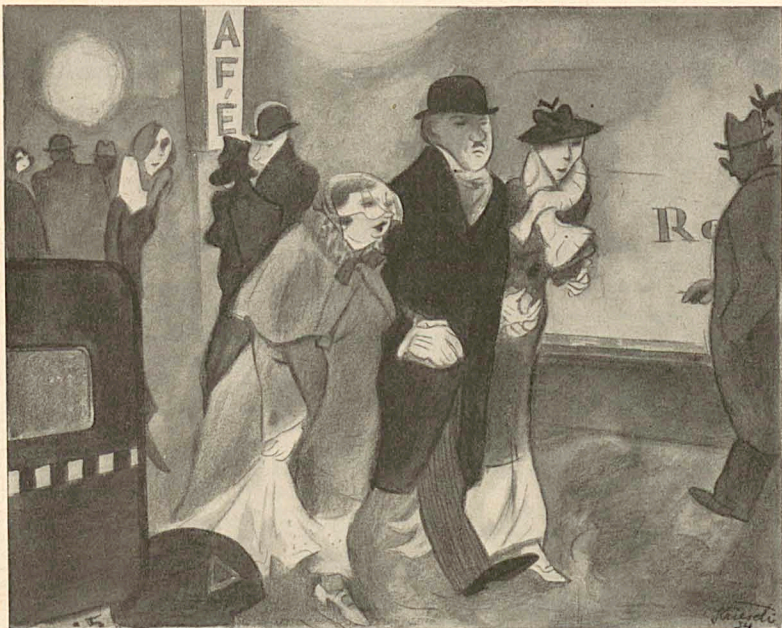
Er fuhr zusammen. Eben begannen die Glocken zu dröhnen, und auf der Straße schrien die Leute. Auf seinem Schreibtisch lagen die grünen Mappen mit den bekannten Worten und Bildern des nun vergangenen Jahres. War hier nicht eben noch das Kommende gegenwärtig gewesen?

Er suchte sich zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Alles war verschwunden wie Rauch. Nur das Gesicht des Fremden tauchte aus dem Dunkel. Es war erst: doch um den Mund stand ein Lächeln. Er nahm es für ein Gleichnis des Jahres, das eben begonnen hatte.

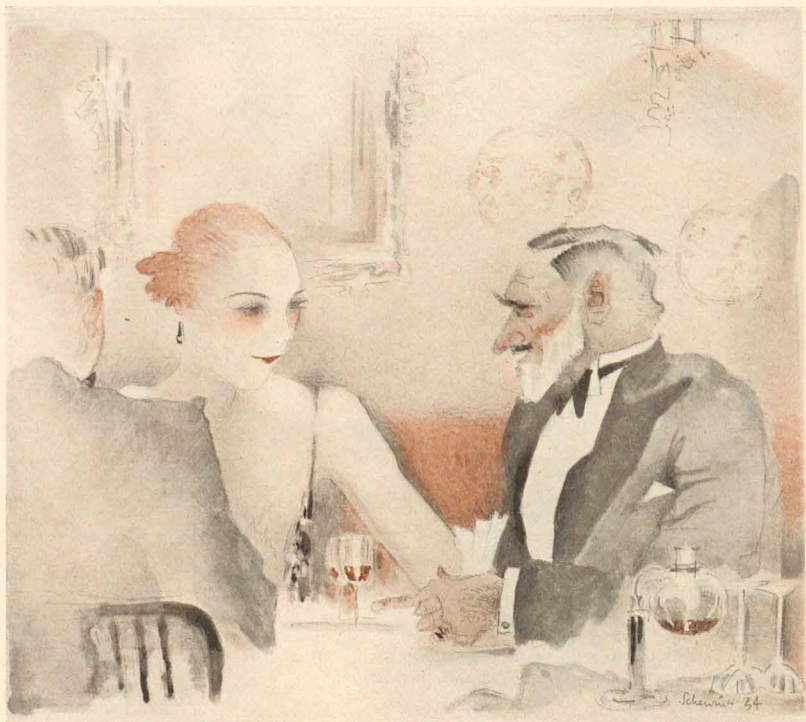
Hans Seiffert

Grundsätze

(R. Kriesch)



„Rasch, vorm Silvesterläuten woll'n wir noch einen hoben!“ — „Meinetwegen, Fritz! Aber das ist für dieses Jahr das letztemal, daß gebummelt wird!“



„Nicht wahr, gnädige Frau, wir wollen doch im neuen Jahr die alten, guten Freunde bleiben?“ — „Gewiß, aber allzu langweilig sollte es auch nicht werden!“

Mann im Mantel kauft ein Buch

Von Fritz A. Mendé

Auf der Dorfstraße geht ein Mann. Rechts und links bellen Hunde: kettenrasselnd, geifernd, böse bellen sie. Zwei Zugochsen wenden träge die tiefenden Mäuler. Mit wahrhaft filmischem Augenaufschlag stieren sie nach dem Mann, der da die Dorfstraße entlang geht. Aber nicht nur die Tiere werden aufmerksam. Die Mägde schauen, die Weiber heben die Köpfe, die Greise nehmen die Pfeifen aus dem Mund, die Kinder stecken die Finger in den Mund. . . .

So ist das, wenn ein Mann auf der Dorfstraße entlang geht, ein fremder Mann. Die Hunde schnuppern den sonderbaren Geruch, die Ochsen glotzen, die Gedankenmühlen der Menschen zermahlen langsam das Körnchen Betrachtung, das der fremde Mann hineingeworfen hat. Achtung vor dem Lebendigen, Scheu vor dem Atmenden, neugieriger Hauch des „Wer-bist-du“ treffen den einsamen Wanderer.

So ist das, wenn . . . nein! So wäre das, wenn der Mann auf einer Dorfstraße entlang ginge. Aber er tut es nicht, der Trottel. Auf einer Großstadtstraße muß er, der Stadtgeborene, entlang pilgern. Einen Mantel hat er an, darunter wahrscheinlich Hose, Weste, Jacke. Auf dem

So je snafen

(Dorfmänder Platt)

Se könnt nich wial, je wiet nich wial,
se könnt duof eins, je wiet duof eins:
te snafen.

Dat äß nu faw, dat kenn it all,
dat geiß dat ganze Johr hendal
met snafen.

Schriß du en Lied, neißt du ne Büe,
et hedd duof ümmer: dat äß wir,
bin snafen.

Schüß Kuoldamp du, läßtst du di fatt,
dat äß je glif, je wiet duof wat
te snafen

un dörtdreihn und uttofsann,
op man di wat verbießern fann
dör snafen.

Du fast du mafen, wat du woß,
de Xuen de fimm duof stets en Poß.
Eo se snafen!

Eo se snafen, si nich ful,
de Kü de ploßst du boll dat Mül
met mafen.

Reich Meier

Kopf trägt er einen Hut. Daß wir unseren Mann nicht aus den Augen verlieren! Die Großstadtstraße ist belebt, Hundert Mäntel, hundert Hüte . . . Dazwischen — eine Ameise unter Ameisen — der Mann, den wir meinen. Rechts und links bellen die Motorräder, die Kettenhunde der Städte, fauchend, knirschend bellen sie vorbei. Autos schießen böse Blitze aus ihren gläsernen Augen auf ihn. Die Menschen haben es eilig und rempeln ihn unsanft an. Was ist schon ein einzelner Mann in einer Großstadtstraße . . . Ein noch nicht stattgefundener Verkehrsunfall, mehr nicht. Einer, den die Reklame anbriitt. „Kaufen Sie einen Mantel!“ Nein, den hat er schon. Oder vielleicht eine Badewanne? Eine Schlafzimmereinrichtung? Eine Schreibschlampa? Eine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin? Nein! „Schade, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder!“ Schaufenster lächeln einladend — wie frivole Damen. Im Hintergrund schnarren die Ladenkassen. Ja, was ist das nur für ein Mann, der keine Badewanne kaufen will und keine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin, den die Motorräder umbellen und die Schaufenster anlächeln . . . Trägt er das Gesicht der Erfolgreichen? Ist er Beamter in gehobener Stellung? Börsenfürst? Generaldirektor? Autobesitzer? Ist er ein Filmstar? Ein Fußballspieler? Nein, leider nein. Er ist nur ein — wie bitte? — ach, du meine Güte. Was ist er? Ein Schriftsteller. Die



„Entsetzlich, diese Kälte, einfach nicht auszuhalten! Das ist ja, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll, das ist . . .“ — „Sport, mein Lieber!“

Schaufenster lächeln nicht mehr. Die frivolen Damen sind beleidigt. Die Motorräder knattern ein meckerndes Lachen. Ein Schriftsteller . . . Wo hat der Kerl den Mantel her . . . Im Kaffeehaus gefunden, was? Eine verdächtige Nummer . . .

Vor einer Buchhandlung bleibt der Mann stehen. Bücher, Bücher. Das Schaufenster umarmt mit gläsernen Armen das gestapelte Wort — in Halbleder, in Ganzleder, in Leinen, in Pappe. Aber es ist ein Schaufenster. Es muß einladen, es muß lächeln. Deshalb steckt an jedem Buch ein Schildchen. Hundert Bücher, hundert Schildchen. „Statt sechs Mark nur eins-fünfzig“ — „Statt siebzehn Mark nur vier Mark“ — Statt — statt — statt . . . So und ähnlich lautet das, was auf den Schildchen zu lesen steht. Gelegenheitskäufe: „Hier noch einmal der gute Roman!“ „Die großen Philosophen billig wie nie!“

Der Mann im Mantel schaut auf diese zusammengedrückte Orgel verramschter Gehirne. In seinem Gesicht verändert sich nichts, noch nichts. Aber auf einmal werden seine Augen größer. Er starrt auf ein Büchlein, links in der Ecke. Ganz neu ist es, sauber in Leinen gebunden. Was steht denn auf dem Büchlein, daß der Mann so große Augen macht? Wie heißt denn der Titel? „Erinnerung an Liselotte.“ Geschichte einer sehnsüchtigen Jugend von Rudi Weghalter . . . Das Büchlein im Leinenkleid trägt wie alle ein Schildchen. Darauf steht: „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige!“ Der Mann schließt eine Sekunde lang die Augen. Dann drückt er die Klinke der Ladentür herab und tritt ein. „Was wünschen Sie, bitte?“

„Sie haben . . . ehem . . . draußen im

Schaufenster „Erinnerung an Liselotte“ von Rudi . . . ehem . . . Weghalter. Könnte ich das Buch haben?“

„Jawohl, selbstverständlich. Ich nehme es Ihnen sofort heraus.“

Pause.

„Fünfzig Pfennige kostet es. Früher vier Mark?“ sagt der Verkäufer.

Die Ladenkasse scharrt.

„Vielen Dank, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder.“

Der Mann — das Buch zärtlich in der Hand geht durch viele Großstadtstraßen. In irgendein Haus geht er hinein, zieht Schlüssel aus der Tasche und schließt eine Tür auf.

„Frau Pacher!“, ruft er. „Frau Pacher! haben Sie bei mir Feuer gemacht?“

Frau Pacher kommt aus der Küche. „Jawohl, Herr Weghalter. Schon vor einer Stunde.“

„Danke schön.“

Herr Weghalter geht in sein Zimmer, legt das Buch zärtlich auf den Tisch und zieht den Mantel aus.

Dann greift er wieder nach dem Buch und öffnet das Ofentürchen. Glühende Luft stößt heraus.

Liebkosend fahren die Finger des Mannes über den Leineneinband. Liebkosend blättern sie durch die Seiten. Ein Schildchen fällt heraus. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige.“ Das Schildchen wandert nicht ins Feuer, aber Seite eins, Seite zwei, Seite für Seite . . . Sie verglühn in der sauberen Flamme, des Ofens. Zuletzt kommt der Einband, der schöne Leineneinband.

Der Mann starrt in die kleiner werdende Glut. Ein paar verkohlte Papierreste knistern durch den Schornstein.

Während der Mann das Ofentürchen schließt, fühlt er, wie sein Gesicht glüht. Er geht durchs Zimmer und bleibt vor einem Bild stehen. Lange steht er davor. Es ist eine Bleistiftzeichnung, ein Mädchenkopf, umgeben von einem schmalen, spalten Silberrahmen.

Zwischen Rahmen und Glas ist ein kleiner Spalt, gerade breit genug, um ein Pappschildchen hineinzu-schieben.

Der Mann hat ein passendes Schildchen. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige“ steht darauf. Er klemmt es vor den Mädchenkopf.

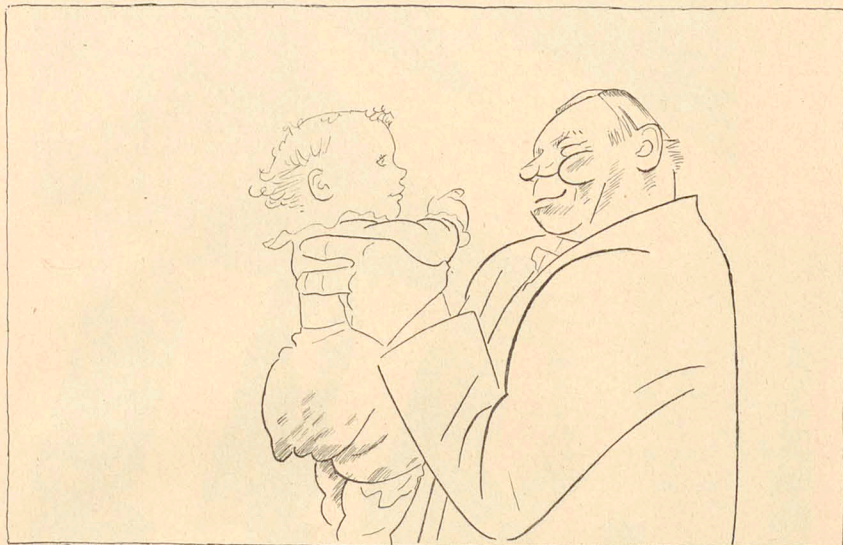
Dann lacht er ein bißchen. Weit fort ist er, irgendwo auf einer Dorfstraße. Die Hunde bellen, und die Mägde schauen. Ein kleines Kind steckt den Finger in den Mund. Und die Motorräder sind plötzlich ausgestorben.

Lieber Simplicissimus!

Feldlager bei Verona 1859. Hochadelige Reiteroffiziere spielen Einundzwanzig. Es geht um sehr große Beträge. Unter den Zuschauern ist auch ein Geistlicher. Dieser wirft bei einem sehr hohen Einsatz plötzlich seine Mütze auf den Haufen der geballten Banknoten und ruft zum Zeichen, daß er an dem Spiel teilnehmen und die Bank sprengen will: „Hop!“ Der junge Bankhalter, ein Graf Esterhazy, reicht ihm belustigt eine Karte. Der Geistliche verliert. Er setzt die Kappe wieder auf, salutiert und sagt: „Ich bin der griechisch-unter Feldpater Muresan, hab' kein Geld, bitte, mich hinauszuschmeißen!“

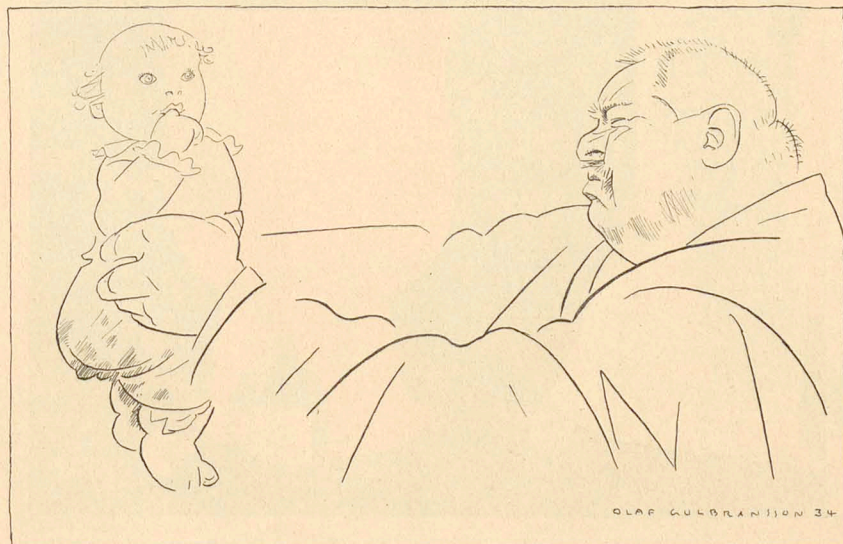
Wie man's nimmt
Der Optimist

(Olaf Gulbranson)



„Wat, die Windeln haste voll? Is ja herrlich, funktioniert ja alles tadellos!“

Der Pessimist



OLAF GULBRANSON 34

„Na, da haben wir die Bescherung! Ick hab' die Neese voll!“

Absage an die diplomatische Giftküche

(E. Schilling)



„Prost, trink mal, Mädchen!“ — „Danke — ich bin heuer bei den Frontkämpfern eingeladen!“